Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 111 (1985)

Heft: 17

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rollstuhl-Odyssee

Es war nicht das erstemal, dass ich die gehbehinderte Freundin im Rollstuhl zur Bahn brachte. Ich kenne jetzt die Tücken und Gefahren des Weges, die abschüssige Stelle, wo der Rollstuhl nur mit aller Kraft zu halten ist, die vielen Trottoirauf- und -abgänge. Mit genügend eingeplanter Zeit sind dies alles keine Probleme. Wir kamen darum ohne Zwischenfall zum Bahnhof. Nun galt es nur noch, beim mühsamen Einsteigen in den Zug zu helfen und den Rollstuhl zusammenzulegen. «Halt!» rief da die Freundin, «halt!» Den Rollstuhl brauche sie nicht, sie werde mit einem abgeholt. Ach je, nun hatte sie vergessen, mir dies zu sagen. Bevor sie weitere Entschuldigungen und Selbstvorwürfe aussprechen konnte, wurden die Türen geschlossen, der Zug fuhr ab, und ich stand mit dem leeren Rollstuhl auf dem Perron. Meine Begeisterung darüber hielt sich in Grenzen. Was tun damit? Einstellen? Doch dann hätte ich wieder an den Bahnhof zurückkehren müssen, und das passte mir nicht. – Also mitnehmen, zum Einkaufen, zum Turnen? Ich schob ihn vorsichtig durch das Gerenne in der grossen Halle, durch die Unterführung zum Warenhaus – und suchte eine geschützte Parkierecke. Abschliessbar war der Wagen nicht. Doch wer wollte schon einen Rollstuhl stehlen? Als ich zurückkam, standen ein paar Buben neben dem Stuhl und untersuchten eben seine Räder.

Von Ingeborg Rotach

«Hat Ihr Rollstuhl Felgenbremsen?» fragte ein Kleiner. Felgenbremsen? Bremsen hat er, aber Felgenbremsen?

«Hat er Kugellager?» fragte ein anderer und schaute auf meine Beine.

Ich legte die eingekauften Sachen in den Stuhl und erkundigte mich nach dem Grund ihres Interesses. Sie suchten Räder für eine Seifenkiste. Die Vorderräder des Rollstuhls wären gerade richtig. Leider konnte ich ihnen nicht dienen; auch nicht mit der vorgeschlagenen Probefahrt. Schade. Ich verabschiedete mich und schob das Gefährt weiter. Die Leute schauten scheu und verlegen zur Seite oder starrten auf den leeren Sitz und dann auf meine Beine, als hätte man mich geheissen aufzustehen, den Stuhl zu nehmen und zu gehen. Ich war ganz froh, als ich endlich in eine ruhigere Gegend kam, und begann gerade auszurechnen, ob die Zeit noch für einen Kaffee reiche, als ich auf eine alte Frau aufmerksam wurde, die blass an einem Gartenzaun lehnte. Sie schaute mich an, dann den Stuhl und sagte leise etwas Unverständliches.

Ob ihr etwas fehle, ob sie Hilfe brauche?

Sie sei gefallen, gestolpert, und nun könne sie nicht mehr richtig auftreten auf den schmerzenden Fuss.

Kann man jemandem einen Rollstuhl anbieten, so, wie man einen Platz im Tram anbietet? Man kann es. Das Angebot wurde, zögernd zwar und verlegen, angenommen.

Nun war der Stuhl wieder das, wozu er gedacht war, kein Einkaufswagen mehr, keine umzubauende Seifenkiste.

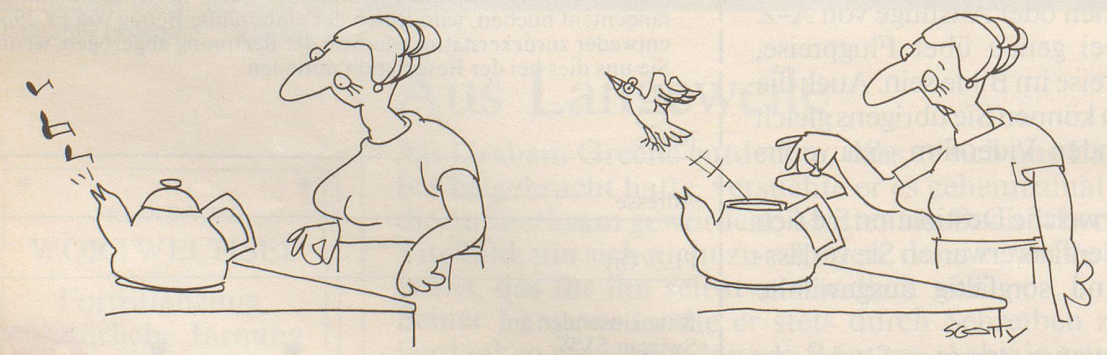
Die alte Dame wohnte nicht weit entfernt. Sie sass ganz zufrieden im Wagen, schien die Fahrt sogar wie ein Erlebnis zu geniessen. Sie brauche keinen Arzt, versicherte sie, es gehe schon ein bisschen besser, und ob sie mich zum Dank zu einer Tasse Tee einladen dürfe.

Wir verbrachten eine anregende Plauderstunde zusammen; meine Gastgeberin erwies sich als eine jener charmanten alten Damen, die sonst nur in Kinderbüchern vorkommen. Sie lagerte den verstauchten Fuss hoch und erzählte aus ihrem Leben.

Anschliessend habe ich den Stuhl ohne weitere Zwischenfälle nach Hause gebracht.

Zweierlei Vögel

Jahrzehntelang war ich mir eines psychisch-physischen Defektes peinvoll bewusst. Da es wie in vielen ähnlichen Fällen unmöglich war, die seelische Ursache von der körperlichen zu trennen beziehungsweise zu wissen, welcher Teil des gesamten Menschseins als Auslöser des Übels wirkte, war es ebenso unmöglich, etwas wirklich Grundlegendes zur Veränderung einer sich allmorgendlich wiederholenden Situation vorzukehren. Mit dem Wort «Veranlagung», das alles und nichts erklärt, schlug ich mich durch die Jahre. Aber ich litt. Denn jeder Morgen begann mit einem Misston: Um sechs Uhr dreissig schrillte der Wecker. Nicht ein diskreter Piepston in Intervallen war's, auch nicht das sanfte Klingeln von «Üb immer Treu und Redlichkeit», was mich aus den Urtiefen der Bewusstlosigkeit riss, denn diese Finessen harrten noch der Erfindung; es war ein reissendes, giftiges Geheul, zumindest empfand ich es als solches, das mich apodiktisch in den neuen Tag katapultierte. Und allmorgendlich weigerte sich mein Organismus, das grausame Spiel des übergangslosen Wechsels mitzumachen. Da half weder das «Morgenstund hat Gold im Mund» noch meines Allerherrlichsten beherzter Sprung aus den Federn. Im Gegenteil: Sein fröhliches Pfeifen im Badezimmer war für mich der Moment aufkeimender Mordgedanken. Taumelnd und blind tastete ich nach Morgenrock und Pantoffeln. An sieben Ecken stiess ich an, während sich meine Seele mit kraftlosem Flügelschlag vergeblich bemühte, aus einem schummrigen Meer von Watte in die Morgenwirklichkeit aufzutauchen. Ein Lächeln, ein freundliches «Guten Morgen» wären nun fällig geworden. Es gelang selten.



Ich war eine Fehlkonstruktion, ganz klar. Noch klarer: Es galt, die Auswirkungen zu überwinden. Am klarsten jedoch: Ich konnte nicht!

Und nun, nach jahrzehntelangem vergeblichem Bemühen, schlechtem Gewissen, einem eindeutigen «Ungenügend» in den Noten, nun erfahre ich, belegt und schwarz auf weiss, dass meine morgendlichen Reaktionen durchaus legitim sind. Ich bin nämlich eine Eule. Die gegensätzliche Kategorie der Eulen nennt man Lerchen. Der Sinn der Bezeichnung liegt auf der Hand. Dank einer Forschung, deren Ergebnisse bereits in die sozialmedizinische Wissenschaft eingegliedert sind, darf ich mich als restlos rehabilitiert betrachten. Mich gibt es, und es darf mich geben, ja, ich bin sozusagen stati-

stisch erfasst. Mehr kann man wirklich nicht verlangen. Mein in Jahren angestauter Frust flog nach Kenntnisnahme der Fakten gleich über Bord. Andererseits umfliesst jetzt mein stummes Mitgefühl die Lerchen, die am Abend schon zwei Stunden lang gähnen, während ich noch frisch und munter bin. Die Ärmsten kennen ihr wahres Selbst nicht, und sie leiden. Für mich ist der Fall klar: Lerchen gehörten längst ins Bett.

Aufruf und Mahnung: Wer in bezug auf die Erfolgschance einer geplanten Partnerschaft die Tierkreiszeichen zu bemühen beabsichtigt, sollte diese Methode der Zukunftsschau neu überdenken. Denn nicht Stier oder Jungfrau, sondern Eule oder Lerche, das ist hier die Frage. *Gritli*

Neuerungen bei den SBB

Ab 1987 wollen die SBB in acht ausgewählten Stadtregionen die Billettkontrolle automatisieren. Nach dem bewährten System der städtischen Verkehrsbetriebe soll die Entwertung der Billette erfolgen. Das Neue daran: Gemäss der Zeitungsmeldung von «AP» werden nicht nur schrittweise 217 Stellen abgebaut, was leider sehr zeitgemäss wäre, nein. Wörtlich steht in der Tagespresse: «SBB bauen 217 Kondukteure ab.»

Der Mensch versuchte und versucht immer wieder, was bisher der Natur vorbehalten ist! Zwar probiert der Homo sapiens mit wissenschaftlicher Akribie, den Prozess des menschlichen Abbaus aufzuhalten oder doch zu verzögern – mit wenig bis keinem Erfolg. Laut «AP» gelingt das Wunder-Experiment ab 1987 den SBB!

Der Schreiber dieses Titels hat sich bestimmt nichts überlegt, als er diese Zeile tippte: ebensowenig dachte sich der Redaktor dabei, als er das Manuskript zum Abdruck freigab. *Hanni Gerhard*

Jahr der Jugend

Im Tram muss ich beim Aussteigen auf der hintersten Plattform über sechs Beine von drei etwa 15jährigen, am Boden sitzenden, Zigaretten rauchenden und mit Ohrwürmern geschmückten Mädchen klettern. Dieses Klettern ist es aber nicht, was mich aufregt. Es ist das Rauchen im Tram, das bei automatisch geschlossenen Türen strengstens verboten ist, was hierzulande bestimmt jedes Kind weiss. Ich frage die Mädchen im Vorbeiklettern, ob sie wohl noch nie etwas davon gehört hätten, dass Rauchen im Tram verboten sei. «Nääai, wo staht das?» sagt eine der drei herausfordernd. Ich gebe keine Antwort, steige aus und bin empört über den dreisten Ton des Mädchens, der mir wieder einmal mehr zu bestätigen scheint, dass die heutige Jugend verwahrlost und frech ist!

Ein paar Tage später sitze ich in Winterthur auf dem Bahnhofperron und warte auf meinen Zug. Zwei etwa 15jährige Burschen setzen sich neben mich, jeder mit einer Tüte Marroni in der Hand. Sie beginnen mit ihrer Marroni-Mahlzeit und stossen die Schalen fein säuberlich zwischen die Latten der Bank. Ich sehe ihnen schweigsam zu. Plötzlich fragt mich der eine: «Was isch? Isch öppis nid rächt?» Ich sage, ob sie zu Hause die Marronischalen auch auf diese Weise los würden. «Mir händ diheim nie Marroni», grinst er. Was bleibt mir übrig, als auch zu grinsen? Mein Zug kommt. Ich sage: «Adjö mitenand.» Die beiden stehen auf, salutieren mir wie Soldaten und rufen: «Uf Widerluege, gueti Reis.»

Ich bin wieder versöhnt mit der Jugend, die mir vor ein paar Tagen noch ganz allgemein verwahrlost erschienen ist. Es gibt eben solche und solche, und verallgemeinern sollte man nicht.

Ein wenig kommt es auch aufs Elternhaus an, nicht wahr?

Irene Haller

Liebe Frau Haller
So, wie's im Elternhaus tönt, wollen es viele Junge nicht machen. Von Untugenden auf schlechte Erziehung zu schliessen, ist in manchem Fall ungerecht. *Ilse*

Blick zurück ...

Gegen Ende der obligatorischen Schulzeit sass meine Freundin Idi, die in jeder Beziehung ein Vorbild war, neben mir auf der Schulbank. Wir sprachen sehr viel über unsere Zukunft und den zu ergreifenden Beruf. Meine Freundin hatte bereits einen Entschluss gefasst; sie wollte Diakonissin werden. Es waren nicht die Schwesterntracht und das Häubchen, die sie zum Erlernen dieses Berufes bewogen. Sie hatte edlere Vorstellungen, wollte dienen, Kranke pflegen und helfen. Sie beabsichtigte, im Welschland in einem Spital anzufangen, damit sie gleich die französische Sprache erlerne.

Mit der Zeit glaubte auch ich, ich könnte mich diesem Beruf zuwenden. Als ich meiner Mutter davon erzählte, war sie nicht erfreut. Sie wollte mich nicht in die Fremde ziehen lassen. Für sie war es klar, dass ich keine Bäuerin würde. Sie hegte den Gedanken, dass ich die Frauenarbeitsschule in Zürich besuchen würde.

Als meine Schwester und ich eines Tages Ohrringe kauften und mit den angebrachten Schmuckstücken nach Hause kamen, sagte die Mutter zu mir: «Reiss diese Dinger heraus! Ohrringe und Häubchen passen nicht zueinander.»

Auf unserem Hof waren zwei Knechte beschäftigt, die zusammen in der gleichen Kammer schliefen. Es war Aufgabe der Schweinemagd, in dieser Kammer die Betten zu machen, aufzuräumen und die Nachttöpfe zu leeren. Meine Mutter wusste, wie sie mich prüfen konnte, ob ich mich als Diakonissin eignete. Ihr war bekannt, dass eine Diakonissin während der Lehre lange Zeit Töpfe leeren und scheuern musste. Mutter teilte mir dies unverblümt mit und überband mir die Arbeit, in der Knechtekammer aufzuräumen.

Ich wollte beweisen, dass ich dazu fähig war. Ich biss auf die Zähne und trug die beiden Nachtgeschirre nacheinander die breite Kammertreppe hinunter und leerte sie in eine Rinne beim Schweinestall aus. Da ich in Armen und Händen zuwenig Kraft hatte, um die schweren Töpfe einarmig hinunterzutragen, musste ich die andere Hand zu Hilfe nehmen, wobei es nicht anders ging, als dass beide Hände nass wurden! Bei laufendem Wasser, unter dem an der Hauswand vorhandenen Wasserhahn, reinigte ich die Geschirre und stellte sie umgekehrt auf ein Holzböckli zum Trocknen. (Von Gewässerschutz sprach damals noch niemand!) Als mich meine Mutter dann noch beauftragte, auch die breite Kammertreppe aufzuwaschen, missfiel mir langsam der Beruf der Diakonissin.

Nach vier Tagen sagte ich zur Mutter: «Ich will nicht Diakonissin werden, diese Nachthäfen ekeln mich an.» Das war vor 61 Jahren.

Meine gute Freundin Idi wurde Diakonissin und später sogar Oberschwester. Ich ging in die Frauenarbeitsschule, wie es Mutter gewünscht hatte, und bin glücklich geworden.

Rosel Luginbühl

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Glück ist nicht photogen
(Nebelspalter Nr. 11)

Liebe Ruth Binde
Sie schreiben: «Woran liegt es, dass unsere ‹Pressebilder des Jahres› fast immer schreckliche Momente festhalten?»
Kürzlich war ich mit einer Berufsphotographin in Ägypten. Auch sie fragte mich: «Wieso empfinden wir eigentlich Armut und das Elend als pittoresk?» Ihre besten Aufnahmen stammten aus Elendsvierteln.
Denken wir an die Tagesschau im Fernsehen! Sicher sind auch da die Einschaltquoten am höchsten, wenn ein grosses Unglück geschehen ist, ein Lawinen- oder Eisenbahnunglück, oder beides kombiniert, wie in Grindelwald.
Ich erinnere mich: Unser Dienstmädchen machte seine Hochzeitsreise ins Erdrutschgebiet im Jura. Es gab Todesopfer.
Eine «schöne», blutige Schlägerei bei einer Demonstration – da steigen die Auflageziffern der bunten Blätter und die Einschaltquoten beim Fernsehen!
Glück ist nicht so photogen wie Unglück. Dass man die Menschen ändern kann, daran glaube ich, je länger ich lebe, desto weniger, da bleibt, so traurig es ist, wirklich nur Resignation.
Mit freundlichem Gruss *Hege*

Masslos enttäuscht
(Nebelspalter Nr. 8)

Frau Blocher
Ihre Stellungnahme zur Frauenfrage hat mich masslos enttäuscht. Dass eine Frau über uns Frauen solche Dinge schreiben kann, hätte ich nicht erwartet. Die Behauptung, Frauen besässen gleiche Rechte wie Männer, bleibt unbewiesen. Wie steht es denn zum Beispiel mit dem Frauenstimmrecht im Appenzell? Ist es ein Zufall, dass Fabrikarbeiterinnen für gleichwertige Arbeit immer noch weniger Lohn erhalten als ihre Kollegen? Selbst das Gesetz bezeichnet den Mann als Familienoberhaupt. – Wenn Frauen nach Ihrer Meinung gleiche Rechte besitzen, so haben Sie wohl all diese Punkte vergessen oder nicht beachten wollen.
Es ist geradezu lächerlich, wie Sie die Ungerechtigkeiten gegenüber der Frau als menschliche Schwächen und nicht als gesellschaftliches Problem darstellen. Ihre Anspielung auf die Frauenbewegung ist höchst primitiv. Es steht Ihnen frei, zu Hause am Herd zu bleiben, aber hindern Sie die übrigen Frauen nicht daran, für die Gleichberechtigung zu kämpfen!

Andrea Schindler